

STALINISMUS UND POST-STALINISMUS IM OSTEUROPÄISCHEN VERGLEICH*

Klaus von Beyme

Einleitung: Stalinismus als Begriff der Herrschaftsformenlehre

Stalinismus wurde meist als Unterbegriff in der Totalitarismusforschung benutzt. Dennoch paßte er sich nicht lückenlos in Friedrichs Kriterienkatalog ein. Trotz der Unterstellung einer Ähnlichkeit von Faschismus und Stalinismus mußten die sechs Merkmale des Totalitarismus jeweils anders gewichtet werden. Obwohl Friedrich/Brzezinski die Ideologie als erstes Kriterium in ihrer Sechsertypologie aufzählten, sind sie dafür kritisiert worden, die Ideologie nicht ernst genug genommen zu haben.¹ Der Stalinismus hatte als Begriff zudem den Nachteil, daß er an eine Person gebunden war, die nur eine Phase der kommunistischen Systeme prägte. Da es keinen Faschismus in Italien ohne Mussolini und keinen Nationalsozialismus in Deutschland ohne Hitler gegeben hatte, ließen sich der Oberbegriff des Regimes und die Phase der Herrschaft eines Diktators nicht auseinanderdividieren.

Die strukturelle systemtheoretische Konzeption des Totalitarismus wird aufgebrochen, wenn eine historisch-genetische Version der Totalitarismustheorie angeboten wird. Noltes Sequenzannahmen wurden als Entlastungstheorie für den Nationalsozialismus mißbraucht, so daß der Autor unter dem Druck öffentlicher Empörung relativierte. Der Faschismus folgte nun nicht mehr schlicht kausal verknüpft auf den Bolschewismus, sondern „eine terroristische Reinigungsideologie mit ihrem Heilsversprechen“ machte nach ihrer Umsetzung in die Praxis eine andere möglich, „die indessen weitaus irrationaler war“.²

Trotzki war einer der ersten Theoretiker, der eine Symmetrie der beiden Diktaturformen des 20. Jahrhunderts annahm. Der „Sowjetbonapartismus“, wie er den Stalinismus auch nannte und der „Faschismus“ stellte für ihn „trotz der tiefen Verschiedenheit der sozialen Grundlagen symmetrische Erscheinungen dar“.³ Diese Symmetrie der Erscheinungsformen führte er auf die „Verspätung der Weltrevolution“ zurück. Eine siegreiche revolutionäre Bewegung in Europa war dazu ausersehen, die beiden entarteten Diktaturformen zu beenden.

Wie bei späteren Vergleichen beider Regime in der Totalitarismustheorie wurde schon bei Trotzki der Stadiencharakter des Stalinismus übersehen. Trotzki konnte nicht ahnen, daß nach Stalin ein weniger repressives System des Sozialismus entstehen würde. Aber er kannte die Phase des Leninismus und beschönigte sie über Gebühr, ohne die Elemente zu analysieren, die den Stalinismus extunc begünstigten. Der Stalinismus handelte nach Trotzki nur noch reaktiv aus dem „Selbsterhaltungstrieb“. Die gefährliche Dynamik des Faschismus huldigte

in ihrer forcierten Politik militärischer Abenteuer eher einem latenten „Todestrieb“, den Trotzki nicht immer richtig einschätzte.

Schon Trotzki's Analyse zeigte, daß in der Literatur unter dem Stalinismus zwei unterschiedliche Elemente verstanden wurden:

- 1) Eine ideologische Phase des Marxismus-Leninismus. Bracher stufte Faschismus, Nationalsozialismus und Leninismus-Stalinismus und später auch den Maoismus als politische Religionen ein.⁴
- 2) Eine bestimmte Form des totalitären Repressionssystems. Es konkurrierten in dieser Auffassung Theorien der Bürokratie und der Herrschaft einer neuen Klasse mit Ansätzen, die eher den personalen Faktor einer „orientalischen Despotie“ betonten.⁵ Beide Aspekte standen in historischen Analysen nebeneinander. Einige Analytiker (Carr, Deutscher) betonten die Durchschnittlichkeit Stalins, andere (McNeal, Conquest) sahen sein hervorragendes Organisationstalent und folgten damit nicht der trotzkistischen These, nach der es von Stalin hieß, „bevor er seinen Weg aufspürte, spürte die Bürokratie ihn selbst auf“.⁶ Die zweite Deutung ging nicht davon aus, daß jeder andere skrupellose Apparatschik die Funktion Stalins hätte ausfüllen können. Die erste Stoßrichtung der Analyse hatte ihren Brennpunkt in einer Herausarbeitung des Systemcharakters der Bürokratie und ihrer Kaderpolitik. Die andere betonte eher den voluntaristischen Regierungsstil, der an die Mafia erinnerte.⁷ Zu dieser Sichtweise neigte auch Chruschtschow in seinen Memoiren, schon weil er damit seine eigene Mitläuferrolle mit ich-schonenden Interpretationsmustern versehen konnte.⁸

1. Stalinismus als Ideologie

Die Betonung des ideologischen Systems im Stalinismus hatte es schwer, weil eigentlich nicht viel Neues am Stalinismus zu entdecken war. Stalinismus ist vielfach mit dem kurzen Lehrgang: „Geschichte der KPdSU B“ von 1938 identifiziert worden, die eine massenwirksame Vergrößerung des Marxismus darstellte, die zur Indoktrinierung auf allen Ebenen benutzt wurde. Das Produkt einer Kommission ist von Stalin redigiert worden, Teile sind von ihm selbst geschrieben worden. „Kratkij kurs“ galt in Rußland bis 1985 als Schimpfwort für einen, der sich als vernagelter Dogmatiker und Dummkopf entpuppte. An Innovationen der Ideologie ließ sich nur die Behauptung entdecken, daß „Sozialismus in einem Lande“ möglich sei und die These, daß mit dem Fortschritt des sozialistischen Aufbaus der Klassenkampf sich verschärfen müsse.⁹

Stalin als Praeceptor übernahm den kruden Naturalismus der Zweiten Internationale, den Engels und Kautsky schrittweise vorbereitet hatten. Die Praxisorientierung der Theorie wurde stärker noch als bei Lenin betont, der nach

einigen anfänglichen Beiträgen zur Theorie, wie die Schrift zum Empirio-kritizismus, die bolschewistische Doktrin allzu sehr auf das Strategie- und Taktikproblem hin funktionalisierte. Nicht die Weiterentwicklung der Doktrin war das bedeutsame an Stalins Ideologiepolitik, sondern die „Hauptverwaltung für ewige Wahrheiten“, die er errichtete und mit der er die Debatten auch um theoretische Differenzen, die unter Lenin noch möglich waren, beendete.

Ehe es einen Stalinismus in der Ideologie geben konnte, mußte ein Leninismus erfunden werden. Um 1924 erkannte Stalin, daß es in einer unübersichtlich gewordenen Situation, in der die Weltrevolution ausblieb und die Sowjetunion konsolidiert werden mußte, nicht darauf ankam, konkrete Schritte in Richtung Sozialismus zu theoretisieren. Es wurde eine eher taktische Generallinie ausgegeben, die hinreichend flexibel war, um die sowjetische Führung und die Komintern nicht auf inhaltliche Politiken festzulegen. Der „Leninismus“, den Stalin erfand, war vor allem der Absicherung der doppelten Substitution gewidmet, die schon Trotzki kritisierte: das Proletariat war schon von Lenin durch die Partei mediatisiert worden. Das sah Trotzki freilich anders. Für Trotzki war Leninismus der nicht mehr zu Ende geratene Entwurf zu einer sozialistischen Gesellschaft, während Stalin der „Verräter des wahren Leninismus“ war, der in einem konservativen „Thermidor“ statt Sozialismus nur ein pathologisches Übergangsregime zwischen Kapitalismus und Sozialismus schuf.¹⁰

Die erste Substitution kann auch Lenin angelastet werden. Die zweite Substitution stellte die Ersetzung der Partei mit demokratischer Konsensfindung durch die Bürokratie und ihren Exponenten, den Diktator Stalin dar. Der „Staatskapitalismus“, den die Neue ökonomische Politik zuließ, eine Phase, die schon Lenin einleitete, förderte die Bürokratie. Bei Trotzki's Bonapartismus-theorie lag die Entstehung der bürokratischen Herrschaft gerade in diesem Bündnis der Bürokratie mit dem „Kleinbürgertum“ der Kulaken, welche die bolschewistische Vorhut in die Opposition trieb und an Händen und Füßen fesselte.¹¹

Obwohl schon Lenin die Partei gegenüber der sie tragenden Klasse verselbständigt hatte, hat bei Stalin die Klasse eine weitere Abwertung erfahren: „Eine Arbeiterklasse ohne eine revolutionäre Partei - das ist eine Armee ohne Stab“.¹² Es ist kein Zufall, daß der Stalinismus mit einer Definition begann, was Leninismus heißen sollte, als Stalin mit Vorlesungen an der Sverdlov-Universität 1924 „Über die Grundlagen des Leninismus“ hervortrat. Leninismus war für Stalin „der Marxismus in der Epoche des Imperialismus und der proletarischen Revolution“. Verräterisch war die taktische Wende der Theorie: „Genauer: der Leninismus ist die Theorie und Taktik der proletarischen Revolution im allgemeinen, Theorie und Taktik der Diktatur des Proletariats im besonderen“, eine Weiterentwicklung der Theorien von Marx und Engels, die angeblich - nicht in ihrem Selbstverständnis bis 1849 und ab 1870 - in einer „vorrevolutionären

Periode“ lebten.¹³ Als Stalin im In- und Ausland vielfach vorgeworfen wurde, seine Konzeption des Marxismus-Leninismus sei lediglich die national auf Rußland verengte Sicht der Theorie, hat er 1926 in „Zu den Fragen des Leninismus“ im Kampf gegen seine Gegner „nachgerüstet“ und in Auseinandersetzung mit Zinov'ev die Reduzierung des Leninismus auf russische Verhältnisse abgelehnt, weil Lenin, dieser „gewaltige proletarische Ideologe“ sonst „ein einfacher Bauernphilosoph“ geworden wäre, dessen Lehren nicht auf hochkapitalistische Länder anwendbar schienen.¹⁴ Seither begann eine speichelleckerische „Zitatenschockbehandlung“ aller Gegner, in der Stalin sich die einzig korrekte Lenin-Exegese anmaßte. 1938 wurden dann in der Schrift „Über dialektischen und historischen Materialismus“ die beiden Aspekte der Marxschen Lehre schematisch auseinandergerissen - bei Engels und Kautsky hatte es Ansätze zu diesem Mißbrauch immerhin schon gegeben - und wie im „Kratkij kurs“ kanonisiert.¹⁵ Aber bei der Parteilichkeit als Grundprinzip der Erkenntnislehre konnte sich Stalin keineswegs auf Engels berufen.¹⁶ Der historische Materialismus verlor seine dialektischen Aspekte und wurde zum Stadienschema von Parteistrategie und Taktik. Die Theorie wurde zur Phrase, welche eine nackte Machtpolitik verhüllte, besonders in der Außenpolitik.

Warum konnte der Stalinismus als „Leninismus“ getarnt, sich in der Partei durchsetzen? Die kommunistischen Oppositionsgruppen, die vielfach die authentischere Interpretation des Marxismus lieferten und eigenständiger im Denken waren - von Trotzki bis Bucharin - setzten sich nicht durch, weil das Mittelmaß der Apparatschiks sich von Stalin in der Versuchung der Macht durchaus verstanden fühlte.¹⁷

Bis zu Stalins Tod war das ideologische System des Stalinismus damit verbunden, daß der Führer sich zu allen Fragen äußerte. Stalin riskierte damit beträchtliche theoretische Blamagen vom Streit um Lyssenkos und Mitschurins Biologie bis zum Marr'schen Sprachstreit („Über Marxismus und die Fragen der Sprachwissenschaft“ 1950). Die Motive zu solchen Interventionen waren machtpolitischer Art. Im Marr'schen Sprachstreit betonte Stalin die „Sprache des ganzen Volkes“ und die „aktive Rolle des Überbaus“ nicht zuletzt aus Gründen der Stabilisierung des nationalen Systems im Kalten Krieg.

Erst Stalins Nachfolger haben die Präzeptorenrolle partialisiert. Mit Gorbatschow kam schließlich der erste Parteivorsitzende an die Macht, der die theoretischen Verlautbarungen seiner Vorgänger nicht mehr in den Buchhandlungen aus dem Verkehr ziehen ließ. Die Unschädlichmachung von Dogmen wurde erstmals dem Markt überlassen.

Die Parteiführer der Volksdemokratien, die auf den Bajonetten der Roten Armee nach 1945 entstanden, versuchten für ihre Länder eine Mini-Stalin-Rolle zu spielen. In der DDR und in der ČSSR und in Bulgarien war die ideologische Gleichschaltung am gründlichsten. In Rumänien war sie im Inneren strikt, je

mehr die Führung sich gegenüber Moskau unabhängiger machte. Polen war auch in der Ära Bierut nie völlig stalinistisch und hat neben Jugoslawien auch im marxistischen Denken die eigenständigsten Varianten hervorgebracht.¹⁸ Einige kommunistische Führer, wie Ulbricht, Gottwald oder Dej haben das stalinistische Ideoklima über Stalins Tod hinaus konserviert. Der Post-Stalinismus wurde in einigen Ländern eher durch Einfluß der neuen Linie in der Sowjetunion schrittweise durchgesetzt. Stalinismus als Ideologie war jedoch kein rein osteuropäisches Phänomen. Auch die linke Intelligenz des Westens erlag ihr vielfach. In Frankreich wurde erst für die achtziger Jahre ein antitotalitärer Konsens der Linken festgestellt.¹⁹

2. Stalinismus als Herrschaftssystem

Als Herrschaftssystem wurde der Stalinismus seit Trotzki's Analysen immer wieder für eine Variante des Totalitarismus gehalten. Totalitarismus und Stalinismus wurden für eine gewisse Zeit fast zu Synonymen. Selbst wo strikter unterschieden worden ist, sind die Friedrich'schen Kriterien (totalitäre Ideologie, der Diktator, das Terrorsystem, ein technologisch perfektes Kontrollsystem über die Medien und eine zentrale Verwaltungswirtschaft) am Stalinismus geradezu idealtypisch festgemacht worden. Entgegen den Bürokratie- und kadertheoretischen Erwägungen der Literatur, die eher den unpersönlichen Systemcharakter des Totalitarismus betonten,²⁰ haben Friedrich und Brzezinski Wert auf die Feststellung gelegt, daß Stalin, Hitler und Mussolini nicht Werkzeug einer Gruppe, sondern die „wirklichen Herrscher“ des Landes waren.²¹

Über den Vergleich im Sinne Friedrichs hinaus, der vor allem die Aspekte totaler sozialer Kontrolle betonte, bei dem es nur „Inseln der Absonderung“, aber keine Opposition geben konnte, wurde im Stalinismus der Modernisierungsaspekt stark betont. Stalin hatte die Theorie der permanenten Revolution Trotzki's abgelehnt und trotzkistische Ökonomieentwürfe verurteilt, wie Preobrażenskis Lehre, daß der Sozialismus - wie einst der Kapitalismus - die Industrialisierung und Modernisierung durch brutale Ausbeutung der Landbevölkerung vornehmen müsse.²² Als sich Stalin gegen die „Irrlehren“ durchgesetzt hatte, übernahm er in der forcierten Kollektivierungskampagne ab 1928 einen Großteil der Thesen der Gegner. Immer wieder hat auch die westliche Modernisierungsliteratur beschönigend nachgerechnet, ob die Erfolge der Modernisierung vielleicht die Verluste an Vieh und Zugtieren durch die Opposition der Bauern, den Abfall der landwirtschaftlichen Produktion, der Rußland an den Rand einer erneuten Versorgungskrise brachte und vor allem den Verlust an Menschenleben - von 5-15 Millionen unterschiedlich hoch geschätzt - nicht die Opfer aufwogen.²³ Selbst Modernisierungstheoretiker, die kühl den sozialistischen und den faschistischen Weg als fast unvermeidliche Alternativen dem demokratischen

Modernisierungsweg gegenüberstellten, wie Barrington Moore, kamen zu dem vorsichtigen Schluß: „In vieler Hinsicht wirkte sich der stalinistische Terror wahrscheinlich mehr als Hemmung denn als Förderung der revolutionären Ziele aus.“²⁴ Robert Conquest brauchte den drastischen Vergleich, daß Stalins Terror als Königsweg zur Industrialisierung - den sogar die Trotzki'sten in den zwanziger Jahren nicht ablehnten - so einleuchtend sei, wie der Kannibalismus als einziger Weg zu einer proteinhaltigen Kost.²⁵

Angesichts der Parallelität von Totalitarismus als Allgemeinbegriff und Stalinismus als Begriff für eine sozialistische Ländergruppe gibt es so viele Parallelen der Entwicklung, daß es sich kaum lohnt, den Stalinismus als Herrschaftssystem im einzelnen zu verfolgen. Der Totalitarismusbegriff wurde vielfach von den Theoretikern, die sozialistische poststalinistische Systeme von ihren immanenten Prämissen her begreifen wollten, als Terminus verdächtigt. Sie nahmen an, er sei empirisch nach Stalins Tod obsolet geworden und geriet normativ in die Gefahr, zum Kampfbegriff des Kalten Krieges zu degenerieren, der die Dynamik im realen Sozialismus nicht mehr verstehe. Der Autor dieses Beitrags gehörte zu diesen Analytikern. Er hält jedoch nichts davon, das Kind mit dem Bade auszuschütten und den Totalitarismus für ex tunc unbrauchbar zu halten. Bis zum Ende des Stalinismus kann er als analytisches Schema brauchbar sein. Würde man nur totalitäre Diktaturen oder Autoritarismus klassifizieren, käme man in die Verlegenheit, eine sklerotische Militärdiktatur, wie in der Spätphase von Franco, von einer beispiellos mobilisierenden Diktatur wie der Stalins in den zwanziger Jahren durch Unterbegriffe unterscheiden zu müssen.²⁶ Ähnlich ist Stalinismus als Phase der Entwicklung im sowjetischen Herrschaftsbereich weiterhin trotz aller Nuancen in einzelnen Ländern brauchbar und es besteht kein Anlaß, ihn mit Feuer und Schwert auszutreiben. Soweit der Stalinismus nur als die marxistisch-leninistische Variante des Totalitarismus gesehen wurde, versteht sich das von selbst. Nur ganz gelegentlich wurden im Rückblick die beiden Begriffe wieder auseinanderdividiert, wie bei Eric Hobsbawm. Die Sowjetunion war für ihn nicht totalitär gewesen, weil angeblich keine wirksame Gedankenkontrolle, geschweige denn „Gehirnwäsche“ gelungen sei. Die Bürger der Sowjetunion seien auch im Stalinismus erstaunlich entpolitisiert gewesen, die Masse des Volkes wurde vom Marxismus-Leninismus kaum berührt. Stalin war ein „starker und legitimer Herrscher über die russischen Länder und ihr Modernisierer“. Die Menschen hätten bei seinem Tod echte Tränen vergossen²⁷ - als ob es das nicht selbst bei Hitler noch am Ende der Götterdämmerung gegeben hätte.

3. Stalinismus in den Volksdemokratien und in der DDR

Wenn er mit den Merkmalen des Totalitarismus identifiziert wird, ließe sich das bis 1953 rechtfertigen. Die Totalitarismustheorie Friedrichs ging davon aus, daß

die Volksdemokratien totalitär seien, obwohl er in der 2. Auflage von 1965 immerhin eine Einschränkung machte. Galt für den Totalitarismus eigentlich die Regel, daß er nur von außen gestürzt werden konnte, wie die faschistischen Regime gezeigt hatten, machte Friedrich für die Volksdemokratien - im Gegensatz zur Sowjetunion - eine Ausnahme: hier war eine revolutionäre Aktion im Inneren denkbar.²⁸ Friedrichs früherer Koautor Brzezinski hat sich in der Festschrift Friedrich von dieser Meinung abgesetzt: für ihn war der Totalitarismus auch in der Sowjetunion dysfunktional geworden und von Stalinismus im traditionellen Sinne konnte kaum noch die Rede sein. Totalitarismus verlangt die Verschmelzung von Staat und Gesellschaft. Beide aber drifteten zunehmend auseinander.²⁹ Mitte der sechziger Jahre kamen die Interessenpluralismustheorien auch für die Sowjetunion auf, welche die Vorstellung obsolet machte, daß es im Totalitarismus nur „Inseln der Absonderung“ geben könne.

Wo Stalinismus und Totalitarismus begrifflich auseinandergelassen wurden, wie bei Hobsbawm, galten die kommunistischen Staaten Osteuropas zwar als „im stalinistischen Stil modelliert“, aber nicht als totalitär.³⁰ In der Tat wird man differenzieren müssen, je nach Genesis des Kommunismus: wurde er auf den Bajonetten der Roten Armee eingeführt, wie in der DDR, Ungarn und Rumänien, gerierte er sich stark stalinistisch. Wo er durch starke Anteile kommunistischer Stimmen legitimierter erschien, wie in der Tschechoslowakei, trat die Gottwald-Diktatur aber nicht milder auf. Ebenso wenig in Bulgarien, wo der Kommunismus zwar keine große Anhängerschaft hatte, aber wenigstens von russophilen Gefühlen der Mehrheit der Bevölkerung begünstigt erschien. Ein hausgemachter Kommunismus, wie in Jugoslawien, schien weniger anfällig für den Stalinismus. Aber war etwa Albanien eine mildere Diktatur, weil das Regime seine Existenz auch einer starken nationalen Partisanentätigkeit verdankte?

In all diesen Ländern gab es ideologischen Stalinismus, wie er in Johannes R. Bechers „Danksagung“ zum Ausdruck kam:

*Gedenke, Deutschland, deines Freunds, des besten.
O danke Stalin, keiner war wie er
So tief verwandt dir. Ost ist und Westen
in ihm vereint. Er überquert das Meer,
Und kein Gebirge setzt ihm eine Schranke,
kein Feind ist stark genug, zu widerstehn.
Dem Mann, der Stalin heißt, denn sein Gedanke
wird Tat und Stalins Wille wird geschehn.*

Die penetranten Anklänge an das christliche Glaubensbekenntnis sind um so auffälliger, als Becher in der Weimarer Zeit bekanntlich nicht zu den schlechtesten deutschen Dichtern gehörte.³¹

Trotz solcher ideologischen speichelleckerischen Exzesse neigt die Mehrzahl der Analytiker im Rückblick dazu, Stalinismus nach der Repressionsbilanz des Herrschaftssystems zu beurteilen. Man half sich gelegentlich mit der zweifelhaften ontologisierenden Unterscheidung der Marxisten von „Wesen“ und „Erscheinung“. Stalinistische Herrschaftspraktiken prägten das Erscheinungsbild, aber das Wesen des DDR-Systems war frei vom Gulag-Syndrom - das 11-12% der sowjetischen Bevölkerung ausrottete - trotz Bautzen.³² Auch die Lähmung aller gesellschaftlichen Initiativen und der Verlust an Flexibilität erreichten nicht das Ausmaß des realsozialistischen Mutterlandes.

Auch die kritische Emigranteliteratur über die verschiedenen Volksdemokratien neigte dazu, trotz Denunziation „stalinistischer Praktiken“ doch die nationalen Varianten und Spielräume der kommunistischen Herrschaft zu betonen. In keinem Land hingegen wurde so überwiegend mit dem Stalinismus-Vorwurf gearbeitet, wie in Westdeutschland. Peter Ludz' Versuch, den konsultativen Autoritarismus, von Alfred Meyer für die Sowjetunion erfunden, auf die DDR anzuwenden, stieß vielfach auf Ablehnung. Im angelsächsischen Bereich wurde der exzessive Einsatz von Totalitarismus- und Stalinismusmodellen eher verwundert zur Kenntnis genommen. Selbst Friedrich galt dort als einflußreicher als in den USA. Wenigstens die frühe DDR wurde in den repräsentativen Geschichten - mit Ausnahme von Dietrich Staritz, eine Ausnahme, die im Licht seiner Stasi-Verstrickung verständlicher wird - als stalinistisch beschrieben.³³ Zur Milderung wurde meist die prozeßhafte Verbalform gewählt. Stalinisierung war dann eine Periode, etwa von 1949-53, ohne daß man sich auf einen stalinistischen Charakter der gesamten DDR-Epoche festlegen mußte. In der Frühzeit der westdeutschen Historiographie der DDR kamen auch umständliche Begriffe, wie „sowjetdeutscher Totalitarismus“ auf, die sich nicht durchsetzten.³⁴ Auch nach der Wende wurde vor allem die SED-Parteigeschichte als Stalinismus beschrieben.³⁵ Dabei wurde entweder die Gleichschaltung von oben betont, oder auch die ideologische Selbstgleichschaltung von Teilen der ostdeutschen Sozialdemokraten herausgestellt, die für die Kommunisten ein weniger ernstzunehmender Gegner als die Altkommunisten in den Reihen zu sein schienen.³⁶

Der Versuch, Honecker für stalinistischer als Ulbricht zu erklären, wird kaum ernst genommen werden.³⁷ Der Versuch, gar die DDR für totalitärer als das NS-Regime zu erklären, mußte gleich eingeschränkt werden. Er trifft nicht auf das Ausmaß der begangenen Verbrechen zu, sondern allenfalls auf den größeren Sicherheitsapparat, weil die Nationalsozialisten sich auf größere Zustimmung der Mehrheit der Bevölkerung verlassen konnten,³⁸ ein relativ äußerliches Kriterium, das weder die Repressionsbilanz noch die ideologische Begründung der Repression berücksichtigt.

4. Post-Stalinismus

Wie alle Post-Begriffe ist der Terminus Post-Stalinismus gefährlich. „From Post to Neo“ ist ein weitverbreitetes Phänomen - nicht nur in der Kunst. Kaum wurde vereinzelt von Post-Stalinismus geredet, kam es 1956 zur brutalen Unterdrückung des freiheitlichen ungarischen Sozialismus und schon war der Neo-Stalinismus in aller Munde. Langfristig zu Unrecht, denn das neue Regime war nicht mehr so finster stalinistisch wie Ungarn unter Rákosi. Die Kádárisierung des Sozialismus begann in Ungarn - parallel zur Entstalinisierung der polnischen Politik unter Gomulka.

Ein Minimalbegriff des Post-Stalinismus war die Leerung des Gulag und Chruschtschows epochemachendes Wort „Zwangsarbeit ist unrentabel“. Bezeichnenderweise sagte er nicht „unmoralisch“, was die Begrenztheit des Gesinnungswechsels dokumentierte. Für Hobsbawm reichte als Kriterium, daß sowjetische Politiker wieder „in ihren Betten starben“. Einige Wissenschaftler rechneten sogar aus, daß weniger sowjetische als amerikanische Bürger in den Gefängnissen saßen (268 statt 426 Häftlinge pro 100 000 der Bevölkerung).³⁹ Selbst für die DDR wurde betont, daß die direkte Repression aufgrund des Schocks von 1953 sparsamer benutzt wurde. Dieser Mainstream der DDR-Forschung wurde nach 1990 gern der Schönfärberei und Komplizenschaft verdächtigt.⁴⁰

Hannah Arendt hat im Gegensatz zu Friedrich in einem Vorwort von 1966 die totalitäre Herrschaft in der Sowjetunion mit Stalins Tod für beendet erklärt.⁴¹ Obwohl Chruschtschow die mafiosen Methoden des Stalinismus anprangerte, ging es bis 1956 in der Tauwetterperiode an der Spitze noch recht mafios zu, bis Berija liquidiert worden war, und die Führungsansprüche Chruschtschows durchgesetzt schienen. Die Geheimrede auf dem XX. Parteitag war das entscheidende Datum der poststalinistischen Periode, da hier nicht Dissidenten und Renegaten Stalin anklagten und diesen in seltsam gebundener Weise noch als Adressaten ihrer Enthüllungen benutzten,⁴² sondern der mächtigste Kommunist der Welt aus dem Inneren des Apparates an der Macht seine Enthüllungen vornahm. Auch Chruschtschow setzte den Poststalinismus nicht vor 1956 an: „Erst 1956 konnten wir uns freimachen von den psychologischen Nachwirkungen der Hysterie, die uns während der Jagd nach den Feinden des Volkes in den Klauen gehabt hatte. Wir verharrten in dem Glauben an den von Stalin ausgelösten Wahn, daß wir von Feinden umgeben seien, daß wir durch Befolgen der in der Theorie gerechtfertigten und in der Praxis von Stalin begründeten Methoden den Klassenkampf verstärkten und die Errungenschaften der Revolution festigten“.⁴³ Die Enthüllungen über den Stalinismus geschahen nicht, ohne einen neuen „Bösewicht vom Dienst“ zu entlarven - in Gestalt Berijas. Der Stalinismus wurde in Chruschtschows Kritik auf die Methoden eines orientalischen Despoten reduziert

- unter Schonung des Systems an sich. Lenins Testament wurde wieder in das kommunistische Erbe einbezogen, weil sich daraus Kritik Stalins durch Lenin benutzen ließ. Die Repressionen Stalins wurden selektiv behandelt. Trotzki wurde nicht rehabilitiert, nicht einmal dem einstigen „Liebling der Partei“, Bucharin, widerfuhr Gerechtigkeit. Im Rückblick sah Chruschtschow dies als Fehler an, der unter Rücksicht auf die „Vertreter der Bruderparteien, die den öffentlichen Prozessen beigewohnt hatten,“ geschah: „Ich sehe heute ein, daß unsere Entscheidung ein Fehler war. Es wäre besser gewesen, alles zu sagen. Mord kommt immer an den Tag. Man kann solche Dinge nicht lange geheimhalten“.⁴⁴

Dennoch war Chruschtschow im ganzen mit dem XX. Parteitag zufrieden, der die „Partei vom Stalinismus“ reinigte und die „leninistischen Lebensnormen“ wiederherstellte. Eine tiefgreifende Entstalinisierung fand in der Sowjetunion nicht statt, weit weniger als in einigen Volksdemokratien. Noch Gorbatschow hat nicht gewagt, auch am leninistischen Erbe Kritik zu üben, um die Reste der stalinistischen Praxis im System zu überwinden.

Im Post-Stalinismus war die DDR wiederum eine Ausnahme. Ihr Ansehen hatte infolge des Juniaufstands im Westen schweren Schaden genommen. Paradoxerweise hatte sie aber im sowjetischen Lager an Gewicht gewonnen. Der deutsche Teilstaat gewann die Gewißheit, daß die Sowjetunion seine Integrität verteidigen werde, und zur Behebung der Gravamina der Bevölkerung der DDR-Führung nach innen wurden größere Spielräume des Handelns eingeräumt. Die DDR wurde zum Sonderfall des Post-Stalinismus, weil es hier nicht um die Findung der Herrschaftsform für einen Nationalstaat ging. Mit großen ideologischen Verrenkungen mußte eine Klassennation erfunden werden, bei der der Staat übersah, daß die größere Rumpfnation im Westen Referenzkultur für die Bürger war, die mit dem Klassenfeind im Puschenkino jeden Abend in Kontakt blieben. „Entstalinisierung“ fand jedoch verspätet selbst in der DDR statt, insofern der „Personenkult“, der das zentrale Stichwort des Anti-Stalin-Berichts bei Chruschtschow gewesen war, vor allem als Honecker Ulbricht ablöste, erneut gebrandmarkt wurde. Im übrigen sozialistischen Lager wurden die zentrifugalen Tendenzen gestärkt. Polen und Ungarn, Tito, Mao und Castro gaben einem nichtsowjetischen Weg zum Kommunismus ideologisches Gewicht. „Rom ist nicht mehr Rom“ konnte es nun von Moskau heißen.⁴⁵

Je stärker der Polyzentrismus im kommunistischen Lager wirkte und je größer die Spielräume des Handelns und Denkens für einzelne Bürger unter dem ungarischen Gulasch- und dem Polski-Fiat-Kommunismus wurden, um so drückender wurde die Herrschaft von den Systemgegnern empfunden, auch wenn Kádár das epochemachende Wort gesprochen hatte: „Wer nicht gegen uns ist - ist für uns“ und damit die ideologische Hatz auf Diversanten und Defätisten einstellte. Da die Opposition überwiegend der Intelligenz entstammte, wurde als besonders gravie-

rend die Tatsache empfunden, daß im Poststalinismus die Koexistenz nur für die Beziehung zwischen Lagern galt, während im sozialistischen Lager keine ideologische Koexistenz anerkannt wurde.⁴⁶

Die sowjetische Orthodoxie begann die Vielzahl der Wege zum Sozialismus zu betonen. Aber die Eigenständigkeit der Wege hatte eine Grenze, die niemand überschreiten durfte, der in den „Rat für Gegenseitige Wirtschaftshilfe“ eintreten wollte. Selbst Kuba mußte sich anpassen. Die Grenzen der Toleranz waren vor allem bei der Anzweiflung des Führungsanspruchs der Partei, der Transmissionsriemenfunktion der Partei für alle gesellschaftlichen Organisationen, der Präponderanz von staatlichem und kollektivem Eigentum und der Planwirtschaft, und die Anerkennung der Führungsrolle der KPdSU.⁴⁷

Es wurde aus diesen und einigen anderen Elementen ein „sozialistisches System“ konstruiert, das dem sowjetischen Normalmodell ähnelte, und das in etwa der sowjetischen Kritik gegen die ideologischen Eigenwilligkeiten des Dubček-Regimes in der Tschechoslowakei entsprach. Poststalinismus war lang- lebiger in Rußland. Der Autor dieser sozialistischen Systemtheorie war auch unter Jelzin noch Direktor des Instituts für Staat und Recht der Akademie der Wissenschaften. Die Dissidenten, wie György Konrad, sprachen nicht mehr von Stalinismus. Der Poststalinismus war für sie durch eine Übermacht des Staates gegenüber der Gesellschaft gekennzeichnet, während im stalinistischen Totalitarismus die Gesellschaft als Eigengebilde gar nicht zu erkennen gewesen war.

In der Zeit der Erosion des Kommunismus drängte die Opposition nicht mehr allein auf einen anderen humaneren Sozialismus, wie vielfach in Polen, Ungarn und Jugoslawien. Es wurde schließlich relativ offen ausgesprochen, daß man eine „andere Republik“ wollte: „Die Kollektivmoral fühlt sich vor allem im Staatssozialismus zu Hause, die Individualmoral dagegen vor allem im liberalen Kapitalismus“.⁴⁸ Solche Stimmen waren jedoch vereinzelt. Noch in den friedlichen Kerzenrevolutionen blieb die Sehnsucht nach einem Dritten Weg dominant, welche die Vorteile von einem sozialen Staatssozialismus mit einem liberalen Kapitalismus vereinen sollte. Fälschlicherweise zeigte sich in Umfragen, daß der „skandinavische Sozialismus“ für eine solche Synthese gehalten wurde, die den Poststalinismus überwinden sollte.⁴⁹

Ausblick: Das neue retrospektive Interesse an Stalinismus und Totalitarismus

Nach dem Untergang des Sozialismus rückte der Stalinismus wieder stärker ins Zentrum von Buchtiteln. Von einigen Linken wurde er historisch relativiert und entschärft, wie bei Hobsbawm.⁵⁰ Stalinismus erscheint so - trotz der Millionen Opfer - als die mildere, weil von mehr ideologischer Zustimmung getragene, Form der Diktatur, während Totalitarismus mit der Manipulation des Willens gleichgesetzt wurde. Als ob die Furcht, die der Stalinismus verbreitete, nicht hin-

reichend die direkte Brechung des Willens der Massen ersetzte! Trotzistische Linke hingegen benutzen den Begriff Totalitarismus kaum. Der Terminus Stalinismus aber war für sie das eigentlich Böse, weil er mit der Idee des „Verrats am Sozialismus“ verbunden ist: „Der Stalinismus ist nicht ein ‚fehlerhafter Versuch‘, nicht ein ‚falsches Modell‘ des Sozialismus, sondern sein Totengräber“.⁵¹

Für die enttäuschten Marxisten-Leninisten des realen Sozialismus hingegen war es gerade umgekehrt: Der Stalinismus war eine Fehlentwicklung. Der Untergang der sozialistischen Systeme erlaubt die Wiederentzündung der reinen Flamme des nicht pervertierten Sozialismus. Die Botschaft lautete: „da capo“, die wahre sozialistische Gesellschaftsordnung kann jetzt erst anvisiert werden.⁵²

Für die osteuropäischen Dissenter wurden der Stalinismus und seine Derivate wieder zum Kampfbegriff. Meist wurde von den Oppositionen nicht mehr direkt stalinistische Herrschaft unterstellt, aber der Poststalinismus hatte für sie alle Merkmale der ideologischen Unduldsamkeit und der bürokratischen Herrschaft behalten, die der Stalinismus einst entwickelte. In gewisser Weise war die Herrschaft sogar drückender geworden, weil die Basis sich liberalisierte und der Herrschaftsüberbau um so versteineter wirkte. Die Zahl der Mitarbeiter der Stasi in der DDR hatte sich nach 1975 noch einmal verdoppelt. Auch wenn man zunehmend bei kleineren Fragen der ideologischen Abweichung einige Augen zudrückte, blieb das System bis zum letzten Moment so repressiv, daß zwei Historiker zu dem Schluß kamen, die SED-Herrschaft sei totalitärer gewesen als der Nationalsozialismus, weil die doktrinaire Durchdringung der Gesamtgesellschaft in Ostdeutschland totaler gewesen sei.⁵³

Bautzen war schlimm genug, aber es war nicht Auschwitz. Diese Sichtweise lehnte auch die These ab, daß die realsozialistischen Eliten schrittweise sozialdemokratisiert worden seien. Damit bleibt aber weitgehend ungeklärt, warum der Weg Chinas auf dem Platz des Himmlischen Friedens 1989 nicht gewählt worden ist. Für die DDR konnte man noch Gorbatschows Bremswirkung geltend machen. Aber warum hat das Politbüro der KPdSU den Zerfall kampfflos geschehen lassen, obwohl immer mehr Memoiren zeigen, daß sich dagegen durchaus Widerstand in der sowjetischen Elite regte?

Mit dem Niedergang des Kommunismus wuchs in der Opposition ein neues Interesse an den Begriffen Totalitarismus und Stalinismus. Es bestand ein Bedürfnis für einen Begriff dessen, wogegen man kämpfte. Er war weitgehend normativ geprägt und wollte nicht analytisch-beschreibend sein. Dieser normative Begriff erhielt sich in der Literatur zur Aufarbeitung der Diktaturen. Hannah Arendts und Karl Jaspers' normative Schuld- und Mitschulderwägungen scheinen heute wirkungsmächtiger als Friedrichs deskriptiv-typologischer Ansatz, selbst wenn Václav Havel oder die Solidarność-Theoretiker die beiden deutschen Philosophen nie gelesen haben. Die Wende von der sozialstrukturellen zur kultu-

ralistischen Sichtweise hat auch für die Begriffe Totalitarismus und Stalinismus neue Erkenntnisinteressen mit sich gebracht. Neuere theoretische Aufarbeitungen suchen eher die subjektiven Betroffenheitsaspekte als die funktionalistischen Systemvariablen des Geschehens: „In den Vordergrund tritt damit, was die Totalitarismustheorie über seine Urheber aussagt, über die Intellektuellen, die das Konzept erfunden und entwickelt, die es gebraucht, verändert oder auch kritisiert und fallengelassen haben. Es geht um die Rekonstruktion von politisch-existentialen Erfahrungen, um deren Transformation in wissenschaftliche Theorien ...“.⁵⁴ Es wird uns versichert, daß es dabei nicht um eine „zynisch-nachträgliche Glättung der Katastrophengeschichte“ gehe. Der Stalinismusbegriff hat - außer Trotzki - keinen stark sichtbaren einzelnen Exponenten, wie der Totalitarismusbegriff als Analyseelement bei Carl J. Friedrich. Neuere Arbeiten über ihn sind jedoch auch weniger an der Frage interessiert, ob Friedrichs Begriffe wenigstens in seiner Zeit erklärungsträchtig waren, sondern genetisch an dem Gemisch aus Alfred Weberscher Kultursoziologie und Carl Schmittscher Diktaturlehre interessiert, das bisher bei einem Mainstream-Positivisten wie Friedrich niemand vermutet hätte.⁵⁵

Diese neuen Akzentsetzungen der verstehenden Ideologienforschung sind legitim. Sie können aber bei einer Annäherung an die empirische Analyse der sozialistischen Länder und der DDR nur eine subsidiäre Rolle spielen. Generell bleibt gültig, daß die biographische Genesis zur Interpretation des subjektiv Gemeinten hermeneutisch wichtig sein kann. Aber gute oder schlechte biographische Quellen von Ideen können nicht über die Frage entscheiden, ob sie anwendbar, oder gar, ob sie richtig waren, zumal Richtigkeitsurteile vielfach auf die Anwendbarkeit reduziert worden sind. Das wird unmittelbar einsichtig, wenn ein Begriff, wie „Post-Stalinismus“ in die Analyse einbezogen wird, der sich weniger normativ aufladen läßt.

ANMERKUNGEN

- * Vortrag auf der Konferenz des ZZf Potsdam „Die DDR - eine moderne Diktatur?“, 10. bis 12. Dezember 1997.
- 1 Carl J. Friedrich, *Totalitarian Dictatorship and Autocracy*. Cambridge/Mass., Harvard University Press 1965. 2. Aufl., S. 22. Kritik: Gerd Meyer, *Sozialistische Systeme*. Opladen, Leske 1979, S. 199.
 - 2 Ernst Nolte, *Der europäische Bürgerkrieg 1917-1945. Nationalsozialismus und Bolschewismus*. Frankfurt, Propyläen 1987, S. 548. Ernst Nolte, *Die historisch-genetische Version der Totalitarismustheorie: Ärgernis oder Einsicht?* Zeitschrift für Politik 1996, H. 2, Jf. 43 (111-122), S. 118f.
 - 3 Leo Trotzki, *Die verratene Revolution*. Zürich, Veritas Verlag (1936), 1957, S. 270.
 - 4 Karl Dietrich Bracher, *Zeit der Ideologien. Geschichte des politischen Denkens im 20. Jahrhundert*. Stuttgart, DVA 1982, S. 53.
 - 5 Überblick bei Ronald Hingley, *Stalin, Stalinismus*, in: C. D. Kernig (Hg.), *Sowjetsystem und demokratische Gesellschaft. Eine vergleichende Enzyklopädie*. Freiburg, Herder, 1972 Bd. VI, S. 187-211.

- 6 Trotzki, *Die verratene Revolution*, a. a. O., S. 93.
- 7 Wolfgang Ruge, *Stalinismus - eine Sackgasse im Labyrinth der Geschichte*. Berlin, Deutscher Verlag der Wissenschaften 1991, S. 116.
- 8 Nikita Chruschtschow, *Chruschtschow erinnert sich*. Hamburg, Rowohlt 1971, S. 302ff.
- 9 Leszek Kolakowski, *Die Hauptströmungen des Marxismus*. München, Piper 1979, Bd. 3, S. 115.
- 10 Trotzki, a. a. O., S. 230, 89, 50.
- 11 Trotzki, a. a. O., S. 265.
- 12 J. W. Stalin, *Werke*. 13 Bde. Berlin, Dietz, 1950-1955, Bd. 6, S. 152. Dazu ausführlich: Claus D. Kernig/Peter Scheibert, *Leninismus*, in: C. D. Kernig, *Sowjetsystem*, a. a. O., Bd. IV, 1971, S. 30-50.
- 13 J. W. Stalin, *Fragen des Leninismus*. Moskau, Verlag für fremdsprachige Literatur 1947, S. 10.
- 14 Stalin, *Fragen*, a. a. O., S. 137.
- 15 Stalin, *Fragen*, a. a. O., S. 646ff.
- 16 Max G. Lange, *Marxismus, Leninismus, Stalinismus*. Stuttgart, Klett 1955, S. 82f, 102.
- 17 Robert V. Daniels, *Das Gewissen der Revolution. Kommunistische Opposition in Sowjetrußland*. Köln, Kiepenheuer & Witsch 1962, S. 473.
- 18 Vgl. Kolakowski, a. a. O., S. 195ff
- 19 David Bosshart, *Politische Intellektualität und totalitäre Erfahrung. Hauptströmungen der französischen Totalitarismuskritik*. Berlin, Duncker & Humblot 1992, S. 268.
- 20 Bálint Balla, *Kaderverwaltung. Versuch zur Idealtypisierung der „Bürokratie“ sowjetisch-volksdemokratischen Typs*. Stuttgart, Enke 1972.
- 21 Friedrich, a. a. O., S. 31.
- 22 E. Preobraženski, *Die Neue Ökonomik*. Hamburg, VSA 1971, S. 142ff (russ. Original 1926).
- 23 Vgl. dazu Klaus von Beyme, *Ökonomie und Politik im Sozialismus. Ein Vergleich der Entwicklung in sozialistischen Ländern*. München, Piper, 1975, 1977, S. 73-75.
- 24 Barrington Moore, *Soziale Ursprünge von Diktatur und Demokratie*. Frankfurt, Suhrkamp 1969, S. 579.
- 25 Robert Conquest, *The Great Terror*, Harmondsworth, Penguin 1971; Hingley, a. a. O., S. 207.
- 26 Vgl. Klaus von Beyme, *Totalitarismus - zur Renaissance eines Begriffes nach dem Ende der Kommunistischen Regime*, in: Achim Siegel (Hg.), *Totalitarismus*. (Im Erscheinen 1998).
- 27 Eric Hobsbawm, *Das Zeitalter der Extreme. Weltgeschichte des 20. Jahrhunderts*. München, Hanser 1995, S. 491.
- 28 Friedrich, a. a. O., S. 375.
- 29 Zbigniew Brzezinski, *Dysfunctional Totalitarianism*, in: Klaus von Beyme (Hrsg.), *Theory and Politics/Theorie und Politik*. Festschrift für Carl J. Friedrich, Den Haag 1971 (375-389), S. 389.
- 30 Hobsbawm, a. a. O., S. 492.
- 31 *Sinn und Form*. Heft 4, 1953, S. 8f und Manfred Jäger, *Kultur und Politik in der DDR*. Köln, Edition Deutschland Archiv, 1982, S. 66.
- 32 Wolfgang Ruge, *Stalinismus*, a. a. O., S. 133.
- 33 Abbott Gleason, *Totalitarianism*. Oxford University Press 1995, S. 100f, 160f. Hermann Weber, *Geschichte der DDR*. München, DTV 1985, S. 186. Dietrich Staritz, *Geschichte der DDR 1945-1985*. Frankfurt, Suhrkamp 1985.

- 34 Horst Duhnke, Stalinismus in Deutschland. Die Geschichte der Sowjetischen Besatzungszone. o. O. 1955, S. 328ff.
- 35 Harold Hurwitz, Die Stalinisierung der SED. Opladen, Westdeutscher Verlag 1997.
- 36 Andreas Malycha, Partei von Stalins Gnaden. Die Entwicklung der SED zur Partei neuen Typs in den Jahren 1946 bis 1950. Berlin, Dietz 1996, S. 72ff.
- 37 Monika Kaiser, Machtwechsel von Ulbricht zu Honecker. Berlin, Akademie Verlag 1997.
- 38 Armin Mitter/Stefan Wolle, Untergang auf Raten. Unbekannte Kapitel der DDR-Geschichte. München, Bertelsmann 1993, S. 545.
- 39 Hobsbawm, a. a. O., S. 489. Martin Walker, Sentencing system blights land of the free. Guardian 19.6.1991, S. 11.
- 40 Hartmut Zimmermann, in: Klaus von Beyme u. ders. (Hrsg.), Policymaking in the German Democratic Republic. Aldershot, Gower 1984, S. 75. Jens Hacker, Deutsche Irrtümer. Schönfärber und Helfershelfer der SED-Diktatur im Westen. Berlin, Ullstein 1992.
- 41 Hannah Arendt, Elemente und Ursprünge totaler Herrschaft. München, Piper 1986, S. 490ff.
- 42 Vgl. Michael Rohrwasser, Der Stalinismus und die Renegaten. Die Literatur der Exkommunisten. Stuttgart, Metzler 1991, S. 271ff.
- 43 Chruschtschow, a. a. O., S. 348.
- 44 Chruschtschow, a. a. O., S. 359.
- 45 François Furet, Das Ende der Illusion. Der Kommunismus im 20. Jahrhundert. München, Piper 1996, S. 581.
- 46 György Konrád, Antipolitik. Mitteleuropäische Meditationen. Frankfurt, Suhrkamp 1985, S. 44.
- 47 Boris N. Topornin, Politiceskaja sistema socializma. Moskau, Mezdunarodnye otnošeniija 1972, S. 12f, 192, 175.
- 48 György Konrád, Stimmungsbericht. Frankfurt, Suhrkamp 1988, S. 141.
- 49 Vgl. Zahlen bei: Klaus von Beyme, Systemwechsel in Osteuropa. Frankfurt, Suhrkamp 1994, S. 194ff.
- 50 Hobsbawm, a. a. O., S. 491.
- 51 Wolfgang Weber, DDR - 40 Jahre Stalinismus. Essen, Arbeiterpresse, 1993, S. 148.
- 52 Jürgen Kuczynski, Asche für Phönix. Aufstieg, Untergang und Wiederkehr neuer Gesellschaftsordnungen. Köln, Papyrossa 1992.
- 53 Armin Mitter/Stefan Wolle, Untergang auf Raten. a. a. O., S. 545.
- 54 Alfons Söllner, Das Totalitarismuskonzept in der Ideengeschichte des 20. Jahrhunderts, in: ders. u. a. (Hg.), Totalitarismus. Eine Ideengeschichte des 20. Jahrhunderts. Berlin, Akademie Verlag 1997 (10-21), S. 16.
- 55 Hans J. Lietzmann, Politikwissenschaft im „Zeitalter der Diktaturen“. Die Entwicklung der Totalitarismustheorie Carl Joachim Friedrichs. Marburg, Habilitationsschrift 1997, S. 375ff.